

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 10

Artikel: Eine Seele [Fortsetzung]
Autor: Waldstetter, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635801>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 10 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 10. März 1923

Die Uhr.

Von O. Braun.

Gemessen schlägt sie stetsfort, Stund für Stund,
Tag ein, Tag aus, und weiter Jahr um Jahr.
Es tönet ihres Werkes ehrner Mund
hin von der Wiege bis zur Totenbahr.

Und jeder ihrer Schläge mahnet dich,
Wie rasch das Leben, unaufhaltfam, fließt.
Mit jedem Schlag ein Tropfen Leben sich
hin in das Meer der Ewigkeit ergießt.

Sie schlägt, wenn Freude dir den Tag verflüßt
Und Hoffnung lächelnd reicht die Hände dar.
Dann tönt ihr Schlag, als ob ein Freund dich grüßt,
Mit Worten voller Liebe, hell und klar.

Sie schlägt, auch wenn der Gram dein Herz umkrallt,
Und in dir alles öde, wüst und leer.
Dann tönt ihr Klang so ernst, so matt und kalt,
Aus Grabestiefe kommend, dumpf und schwer.

Sie schlägt, schlägt immerdar, an jedem Tag,
Bis daß dein Herz, das müdgewordne, bricht.
Dann tönet leis und mitleidsvoll ihr Schlag
Wie eine Mutter zu dem Kinde spricht.

Eine Seele.

Roman von Ruth Waldstetter.

10

IV.

Charlotte erwachte am nächsten Tag mit einem freudigen Gefühl, als hätte sie ein glückliches Erlebnis erfahren oder in Aussicht. Dann erinnerte sie sich an den vergangenen Abend und an die Einzelheiten, von denen sie noch im Zurückdenken die Erregung verspürte. Sie war auch tagsüber in einer fröhlichen Laune und verwunderte sich selber, was die unbedeutenden Vorgänge für eine starke, geheimnisvolle Spannung in ihr geweckt hatten. Es war, als ob fortwährend ein fremder Einfluß auf sie wirkte, der oft in der Vorstellung eines Stimmklanges, einer Berührung oder eines Duftes auf sie eindrang. Dann wieder schien es ihr, als ob durch eine nur schwache Berührung von außen ein ihr selber eigenes zweites Ich in ihr zum Leben geweckt worden wäre, das sie nun mit dem Gefühl seiner reichen Wärme beglückte.

Alle diese Vorgänge waren ihr in einem Augenblick erklärt, als sie das nächstemal mit Stephan zusammenkam. Im Moment der Begrüßung fühlte sie, daß in ihm dieselbe Spannung, nur gewaltiger, vorhanden war und daß er die gleichen Gefühle, ihrer Bedeutung bewußt, erlebt hatte. Er gab sich gar nicht die Mühe, unbefangen zu scheinen.

„Endlich!“ sagte er zu ihr. „Ich hatte fortwährend Angst, irgend ein Zufall, ein Wettersturz oder weiß was, würde Sie abhalten. Nun sind Sie da!“

Er fing bald an, ihr aus seinem Leben zu erzählen, wie jemand, der sich vorsätzlich einem andern bekannt machen will. Sie wunderte sich von neuem über das Gemisch von starkem, ja überempfindlichem Gefühl und von bewußtem Effektsuchen, das in seiner Rede zum Ausdruck kam. Immer jedoch wurde sie von seiner Nähe, seiner Stimme und seinem Gebaren in einer frohen Erregung gehalten. Er erzählte ihr aus einem unstillen, abwechslungsreichen und nicht immer glücklich aufgebautem Leben und ließ dabei über die dauernden und festen Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft dann und wann ein abschätziges und wohl auch abgebrauchtes Wort fallen.

„Ich kann Ihnen nicht beschreiben,“ sagte er, „wie ich mich für uns geschämt habe, ja geschämt, als Sie das Betragen dieses Flitt durch mich erfuhren. Wie muß so etwas eine feine Frauenseele beleidigen!“

„Ein bißchen sehr plump machte er es wohl,“ sagte sie; „aber ich wußte ja, daß es in der Welt nicht viel besser zugeht als so.“

„Dann haben meine Worte also wenigstens nichts ger-

stört in Ihnen. Aber wie Sie nachher an seinem Arme weggingen, das hat mir einen Stich gegeben! Es war mir wie eine Vergewaltigung von Ihnen, nicht anders. Oh, ich könnte mir denken, daß so ein erschaktes Wort genügte, um in einer jungen, geistig reinen Frau alles Vertrauen zum Manne, allen Mut zur Annäherung zu brechen.“ Stephan hatte gefühlvoll gesprochen, als ob er sich selber in seiner Rede gefiele. Und in bedauerndem Ton setzte er hinzu: „Für diese Frauen existiert ja meistens gar keine andere Möglichkeit der Vereinigung als die Heirat!“

„Ach ja, die Heirat!“ seufzte Charlotte lächelnd.

„Ich habe von Anfang an gefühlt, daß Sie anders, freier sind als die übrigen Frauen hier,“ sagte Stephan in gedämpftem Ton. „Sie sind dieser Gesellschaft überlegen, sind eingeengt durch sie, nicht wahr?“

„Eingeengt sind Frauen wohl immer,“ sagte sie ausweichend.

„Aber der Mann ist da, der Freund, um sie hinauszuführen — wenn eine Frau den Mut zur Freiheit hat.“

Charlotte schwieg, und er fragte: „Sind Ihnen meine Gedankengänge unangenehm?“

Sie mußte plötzlich lachen über seinen Ernst. Er sah sie verdutzt an und lachte dann auch. Er zog die Augenbrauen hoch und sagte: „Vielleicht sind Ihnen diese Anschauungen viel geläufiger als ich meine?“

„Sie gehören schon einigermaßen zu meinem Sparrnen oder wie man das nennen will. Die Enge ist mir nämlich wirklich ein bißchen zu eng, und ich weiß nicht recht, wie ich mich rühren soll, um hinauszukommen.“

„Sie sind dabei wohl ganz auf sich angewiesen in einer Umgebung, die Ihnen im Grunde fremd ist? Sie haben keinen Vertrauten, gegen den Sie sich aussprechen können?“

„Bis vor kurzem wohl nicht.“

„Bis vor kurzem?“ Er wandte sich ihr mit einem fragenden bedeutungsvollen Blicke zu.

„Jetzt will mich jemand über Bücher und Studien etwas beraten.“

„Bücher!“ rief er ärgerlich und enttäuscht. „Liebes Fräulein, was wollen Sie in Büchern suchen? Einen Abglanz des Lebens statt des Lebens selbst.“ Aber plötzlich wandte er sich mit einer raschen Bewegung, als wäre ihm eben in diesem Augenblick ein erhellender Gedanke gekommen, ganz ihr zu, und während in seinem völlig veränderten Gesicht die Stirnhaut und Nasenflügel zuckten, sagte er mit verlegendem Spott, der unnatürlich an ihm wirkte: „Ach, ich weiß ja, diese kalten und intellektuellen Naturen wie Ihre Professor Faber und Dr. Stein sind hochinteressant für junge Damen! So viel interessanter als ein harmloser Kerl wie unsereiner! Aber glauben Sie mir,“ fuhr er heftiger fort, „diese kaltchnauzigen, ironischen Menschen, die man nirgends zu fassen kriegt, die nur ihrer inneren Kälte wegen so unantastbar sind, die können eine Frau“ — er dehnte das Wort und zerlegte es in seine Vokale — „eine Frau nie befriedigen. Das ist es eben, unsere gebildete und verbildete Jugend weiß das nicht mehr. Daher die vielen Irrungen. Unsere Jugend betet das Gehirn an; das ist verhängnisvoll, schwer verhängnisvoll für die Frau.“ Er hatte sich immer mehr in einen zornigen

Eifer hineingeredet und schloß nun: „Ich wollte, ich könnte Ihnen diese Leute zeigen, so wie ich sie empfinde, diese gleichmütigen, überlegenen, kaltchnauzigen — Berühmtheiten!“

„Lieber nicht,“ sagte sie kühl und lächelte. Sie gingen schweigend weiter. Als sie nach einer Weile einen beunruhigten und unglücklichen Gesichtsausdruck an ihm wahrte, versuchte sie einzulenken. „Sie denken also, ich sei ein unverbesserlicher Blaustrumpf und Bücherwurm?“ fragte sie heiter.

„Nein, liebes Fräulein, ich glaube nicht, daß Sie das sind. Aber man könnte Sie dazu drängen, es zu werden, und davor möchte ich Sie bewahren.“ Er sprach den letzten Satz mit einer geheimnisvollen, sorgfältigen Tongebung und seine Heftigkeit schien ebenso plötzlich verschwunden zu sein, wie sie gekommen war.

„Nun, das ist gar nicht einmal nötig,“ sagte Charlotte trocken. „Ich bin mir sogar sehr bewußt, daß Bücher nicht alles andere ersetzen.“

„Und das andere, das andere kann Ihnen nur das Leben selber schenken, das freie, reiche Leben,“ antwortete Stephan, indem er sie aus weitgeöffneten Augen sprechend ansah. „Glauben Sie das?“ setzte er leise und dringlich hinzu.

„O ja, davon bin ich überzeugt,“ sagte sie ruhig.

Er sah sie lange von der Seite an. Dann bat er in weichem Ton: „Lassen Sie mich eine kleine Strecke weit Ihr Führer sein.“

Bei seinem feierlichen Reden überkam sie wieder die Vachlust, mit der sie ihre eigene, fast ängstliche Erregung überäubte. „Wohin geht's mit Ihnen?“ fragte sie spaßhaft.

„Es kommt darauf an, wohin Sie mir folgen,“ sagte er, indem er sie stark fixierte, „und ob Sie den Mut zum Leben haben.“ Wieder fühlte sie, daß sich etwas Fremdes eigenwillig an sie herandrängte.

„Einstweilen folgen Sie mir noch ein bißchen,“ rief sie lachend, indem sie vorauslief. „Nach diesem kleinen Stück sind wir oben.“

Er ging langsam hindendrein und zeigte eine trübe Miene, als er oben ankam. Sie hatte die Uhr gezogen und rief: „O weh, ich muß sogleich wieder hinunter und zwar laufen! Sonst komme ich zu spät zum Tee, und das wäre unangenehm.“

„Ist das der Anfang Ihres neuen Lebens, diese Mangelhaftigkeit?“ fragte er spöttisch.

„Und ist das der Anfang Ihrer Führung?“

„Nein,“ sagte er verheißungsvoll, „wir stehen noch vor dem Anfang.“ Bei diesen Worten bohrte er seinen Blick mit so sprechendem Ausdruck in den ihren, daß sie sich, von dieser Offenherzigkeit peinlich berührt, wortlos abwandte und vorauslief.

Als Charlotte nach Hause kam, war Gerold da, gegen dessen Besuche Frau Hoch nichts einzuwenden pflegte, da ihr seine höflichen Manieren und sein aristokratisches Aeußere gefielen. Von Faber war ein Paket Bücher gekommen samt einer Mitteilung, wann er in den nächsten Tagen zu sprechen sein würde.

„Wo warst du nur so lange?“ rief Frau Hoch. „Wenn du wenigstens mit dem ewigen Spazierenlaufen deinen langweiligen Husten los werden könntest! Bist du denn nun morgen einmal zu Hause oder wo geht die Reise wieder hin?“

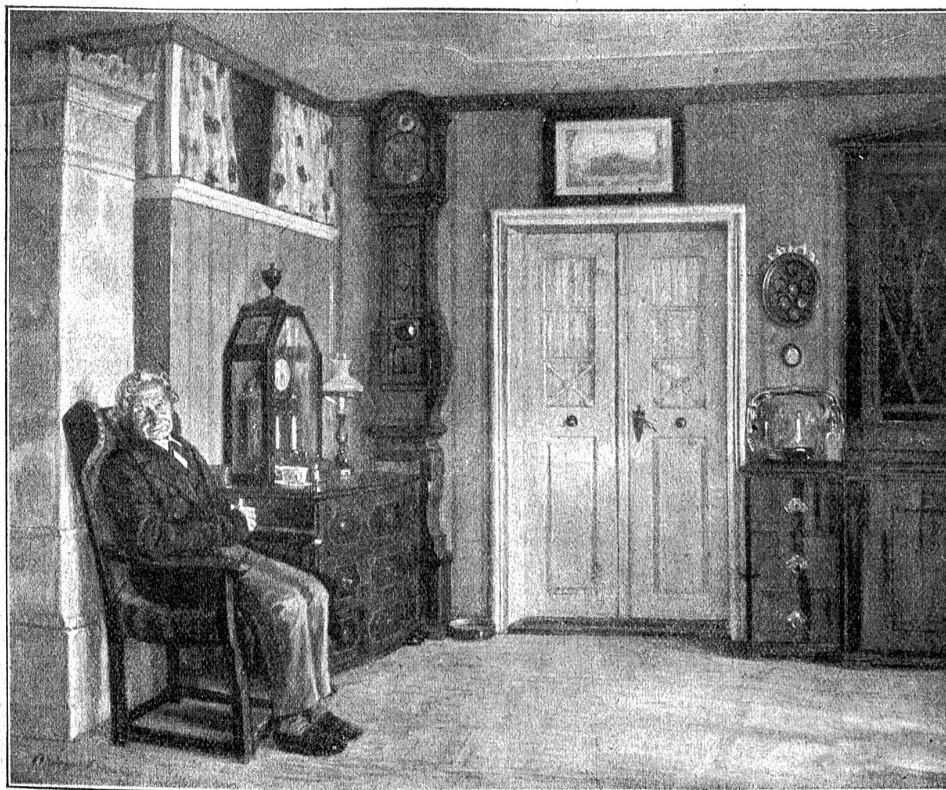
„Morgen? morgen will mir ja Herr Kummer, der Volksschullehrer, weißt du, und städtische Vormund, einen seiner Schützlinge zeigen und seine Familie. Dagegen kannst du nun wirklich nichts sagen, Mama; denn du warst in meinen Jahren — höre nur, ich erinnere mich genau — schon in drei Wohltätigkeitsvereinen, in einem Nähkränzchen für eine Armenbescherung, in einem Strickverein für die Bedürftigen der Gemeinde und in einer Krippenkommission. Gelt, ich weiß es auswendig! — Also wäre mir im Vergleich zu meiner Mutter höchstens meine bisherige Untätigkeit vorzuwerfen, nicht wahr Gerold?“

„Nein, hören Sie, Gerold,“ rief Frau Hoch; „es kann Ihnen, der Sie in dieser merkwürdigen, modernen Zeit aufwachen, gar nichts schaden, wenn Sie einmal die Meinungen einer alten Frau vernehmen, die auch jung gewesen ist und die ihre Ansichten nicht aus Büchern hat, wie ihre Fräulein Tochter. Uebrigens haben Sie ja eine Schwester, die, wie ich weiß, häuslich erzogen ist, und die mir gewiß beistimmen würde. Sehen Sie, zu meiner Zeit hat man die Wohltätigkeit in der Stille, im kleinen Kreise ausgeübt, wo die Frau hingehört, und die Mädchen hatten dabei gleichzeitig Gelegenheit, sich allerlei Fertigkeiten anzueignen, die sie später im Hauswesen brauchen konnten; das war eben das Praktische und Nützliche daran. In der Krippe lernte man mit kleinen Kindern umgehen, wenn auch nicht ganz selbständig, das gebe ich zu, im Nähkränzchen blieb man in der Übung mit der Nadel, und für die Armenbescherung wurden Kinderfächelchen gestrickt und gehäkelt, wie man sie später gerne — vielleicht aus anderm Material — für die eigenen arbeitete. Und man mußte nicht auf der Straße stehen und im Bureau sitzen und in ungesunde Wohnungen gehen, wo man sich Krankheiten holt, um wohlthätig zu sein.“

Mit diesen Worten stand Frau Hoch vom Tische auf. „Und nun soll Charlotte einmal ordentlich vespurn und sich Zeit nehmen dazu. Essen Sie doch unterdessen noch ein Stück Apfelmuchen, Gerold! Sie sind ja gottlob nicht so zimperlich wie gewisse Leute!“

Frau Hoch rauschte hinaus, und Gerold sah ihr bewundernd nach.

„Wie schön und gebieterisch deine Mutter noch immer



„Da draussen stets betrogen — saust die geschäft'ge Welt . . .“ — Nach einem Gemälde von Paul Höcker.

ist!“ sagte er. „Ach, ich sehe so gern alte Damen in Seide und Spitzen! Meine Mama würde nun wohl ähnlich ausschauen, nur sanfter.“

„Hast du die Photographie bei dir?“ fragte Charlotte.

Er zog aus seiner Brieftasche vorsichtig ein kleines Bild und reichte es ihr. Während sie es betrachtete, stand er auf und sah ihr über die Schulter. Es war das verblichene Bildnis einer feinen, nicht mehr jungen Frau mit müdem Gesichtsausdruck. „Du gleichst ihr immer mehr,“ sagte Charlotte, „und auch Gretl hat etwas von ihr, trotz ihrer runden Wangen.“

„Jetzt sollte sie da sein, bei Gretl,“ bemerkte er leise, indem er das Bild behutsam wieder einsteckte.

„Wird es wirklich Ernst mit Flitt?“ fragte sie.

„Das wollte ich dir eben erzählen,“ sagte er eifrig. „Hör nur, wie es gestern gewesen ist. Siegfried war da, und nach dem Abendbrot kam Flitt, eigentlich aus keinem Grunde; er ist jetzt alle Augenblicke bei uns. Wir stehen so herum, da nimmt Papa Siegfried am Arm und führt ihn in sein Arbeitszimmer, als hätte er etwas mit ihm zu besprechen. Ich bleibe natürlich bei Grete. Aber gleich öffnet Papa schon wieder die Tür und sagt, ich möchte ihm die grüne Mappe aus seinem Schlafzimmer bringen. Ich war schnell wieder unten. Aber da hält mich Siegfried fest, der übrigens einfach auf dem Diwan lag und rauchte und gar nichts besonderes mit Papa verhandelte. Er fragt mich nach der Schule, nach den Professoren, nach den Aufgaben — ich machte es so kurz als möglich und kniff aus. Wie ich hinüber kam, hatte Flitt Gretes Hand gefaßt und ließ sie nur ganz langsam los, als hätte er ein Recht darauf, und dazu sah er mich so arrogant an. Es ist weiter gar

nichts vorgefallen. Aber heute habe ich mit Gretl gesprochen. Ich habe sie direkt gefragt, ob sie Flitt gern möge und ob sie ihn heiraten möchte. Du kannst dir denken, sie lachte mich natürlich erst aus und gab gar nichts zu. Ich fing nun an, Flitt ein bißchen lächerlich zu machen, als ob er überhaupt nicht in Betracht kommen könnte. Da ist Gretl plötzlich ganz ernst geworden und hat so vor sich hingesehen und zu mir gesagt, so nachsichtig wie zu einem dummen zehnjährigen Buben: „Aber meinst du nicht, Geroldchen, irgend einmal muß es doch kommen? Oder willst du eine alte Jungfer zur Schwester haben?“ Das ist viel gesagt nicht wahr? Ich habe nun gar nichts mehr antworten können; denn jetzt ist es klar, daß sie selber will. Es ist begreiflich, nicht, daß sie heiraten möchte, so wie sie erzogen ist?“ Gerold schwieg und runzelte die Stirn. „Aber wo kann ich nun die Sache anpacken?“ fuhr er nach einem Augenblick fort. „Soll ich Gretl ärgern und verletzen? Und ich habe ja nichts Tatsächliches gegen ihn vorzubringen! Und doch weiß ich, er ist nicht der Rechte für sie. Gretl ist biegsam und auch ein bißchen träge: sie wird eben so langsam vertrocknen neben ihm.“

„Und du bist sicher, daß Siegfried im Geheimnis ist?“

„Oh, das ist ganz zweifellos. Papa konsultiert ihn sofort, wenn er so etwas merkt.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Verirrten.

Ein Bienlein hatte sich einmal verirrt,
Kam in ein dumpfes Zimmer geschwirrt,
Wo ein paar Schreiberseelen saßen
Und ob ihren Zahlen alles vergaßen.
Es waren vergräunte, steife Gesellen,
Gepfercht und vernüchert in staatlichen Stellen,
Die sich keinen Deut um anderes scheerten
Als um den Zahltag, den geizig begehrten,
Und dann tagtäglich um ihre Register
Als ausgeprägte Tintenphilister.

Doch in demselben, dumpfen Zimmer
Sah mit der Jugend rosigem Schimmer
Ein junges, flinkes Tippmamsellchen,
War recht zufrieden mit ihrem Stellchen,
Und hämmerte fleißig die weißen Tasten
Auf einem älteren Klappertasten,
Einer verbrauchten Schreibmaschine.

Jetzt schimpfte der eine: „Die freche Biene,
Was hat die bei uns herinnen zu suchen?“
Und noch ein anderer begann zu fluchen:
„Schlagt sie doch tot, dann hat sie den Lohn
Für meine gestörte Addition.“

Das Bienlein aber spreizte die Flügel,
Flog über Bücher und Aktenhügel
Und schnupperte suchend im Zimmer umher:
„Wie das hier duftet, so süß und so schwer!“
Dort auf des Tippmamsellchens Platz
Standen Blumen von ihrem Schatz,
Die hatte sie heimlich und zeitig am Morgen
Sorgsam in einem Glase geborgen.
Die Schreiber hatten gelacht und geschmäht.
Die Blumen aber wurden erspäht
Vom Bienlein. Das dächte sich ganz daheim,
Raffte den Goldstaub und nippte den Seim,
Reckte behutsam die Fühler und Glieder
Und ließ auf dem Strauß sich häuslich nieder.

Da fauste ein etwas durch die Luft,
Dicht vorbei an Blumen und Duft.
Ein Schreiber, den das Bienlein verdroß,
Brauchte als hölzernes Wurfgeschloß
Ein Lineal, doch traf er daneben.

— Beinahe ging es dem Tierchen an's Leben —
Das Bienlein aber, das duftverwirrte,
Scheu und suchend im Zimmer irrte,
Bis es dann letzten Endes noch
Das Schreibmaschinen-Farbband roch
Und, wärend einen neuen Flor,
Sich in dem Innern des Kastens verlor.
Wie zitterten seine zarten Flügel
Vor Walzen und Schrauben, vor Hebel und Bügel,
Vor dem Geclapper und dem Gesaue
Im vielverzweigten Räderhause.
Ob seinem ängstlichen Surren und Summen
Ließ das Mamsellchen die Tasten verstummen,
Hob die Maschine, und ... auf und davon
War auch das Bienlein durchs Fenster schon —

Das Mägdlein schaute ihm sehrend nach.
Sein Sinnen flog mit über Gasse und Dach
Und fand sich schließlich, verstohlen und lachte,
Dort ein, wo einer ihrer gedachte.
Dann tippte sie weiter und seufzte schwer:
„Bienlein, du passest nicht hierher.
Auch mir mißfällt dies dumpfe Zimmer.
Mir fehlt die Sonne und heiterer Schimmer,
Denn von den lahlen Schreiberseelen
Kann mir doch keiner ein Lachen stehlen.
Wir haben uns beide hieher verirrt.
Du bist nun wohl längst in's Blaue geschwirrt
Und kehrt zum Häuschen, das blumenumsäumt
Unter dem Apfelbaume träumt,
Und freust unter güldenem Baldachin
Dich deiner feinen Königin.
Bald schlägt es sechs. Dann pack' ich zusammen.
Schon seh' ich draußen den Abend flammen,
Von weitem aber, am heimischen Platz,
Lacht einer mir zu, das ist mein Schatz.“

Ernst Dier.

Das Lautbild der Welt.

Es gibt Erfindungen, die in ihrer Auswirkung das Weltbild verändern. Denken wir nur an James Wattes Dampfmaschine oder an Morfes Schreibtelegraphen, an Röntgens X-Strahlen oder auch an Marconis drahtlose Telegraphie. Die Dampfmaschine brachte die Aera der Maschinen und des Verkehrs mit den Großstädten und Arbeiterheeren, mit dem Kapitalismus und den Kriegen. Alle nachfolgenden Erfindungen ordneten sich in diese Entwicklungsreihe ein und beschleunigten deren Ablauf. Eine Erfindung der jüngsten Vergangenheit scheint eher konservierende als umstürzende Wirkung zu haben: Edisons Phonograph.

Der Phonograph ist, wie schon der Name andeutet, mit dem Photographen verwandt. Die deutsche Uebersetzung sagt das noch deutlicher; der Lautschreiber hält Lauteindrücke fest und gibt sie wieder, der Photograph tut das gleiche mit Lichteindrücken; nur daß das erste Wort eigentümlicherweise den Apparat selbst, das zweite den Handhaber des Apparates bezeichnet. Wenn also der Photograph einen mit dem Auge wahrnehmbaren Zustand auf eine photographische Platte und dann auf photographisches Papier bannt, um ihn für spätere und späteste Geschlechter aufzubewahren, so kann der Phonograph ein Lautbild konservieren; er kann ein akustisches Geschehen, das sonst unwiederbringlich und unrekonstruierbar verhallen und vergehen würde, allen künftigen Zeiten überliefern. Im Prinzip we-